

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 143.

Samstag, 28. Mai

1932.

Wo ist Schloßchen!

Roman von Christel Broehl-Delhaes.

(2. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Mit einer Taschenlampe suchte der Rahnführer die Häuser ab. Vor einem Hause, das nicht besser und nicht schlechter ausah als alle die Häuser dieser Straße, schwarz, freudlos, aus rohen Ziegelsteinen, machte er Halt.

„Hier ist es! Sie wollen wohl zu der Witwe von dem Ingenieur Gereuter?“ meinte der Bursche.

„Ja, das will ich!“ sagte Charlotte und zählte ihm noch ein Trinkgeld zu dem ausbedungenen Fahrgeld. Sie schaute ihm nach, wie er wieder in der Dämmerung verschwand und schüttelte den Kopf über das eigenartige Bild. Wenn es nicht so traurig gewesen wäre, hätte man es — romantisch nennen können, aber so — —

Charlotte besann sich, suchte nach der Schelle und klingelte. Nichts regte sich in dem dunklen Hause. Nach einer Weile wurde im ersten Stock ein Fensterladen aufgestoßen und eine weibliche Stimme rief nach unten:

„Kommen Sie bitte herauf! Die Haustür ist offen!“ Dann wurde der Boden wieder geschlossen.

Charlotte drückte die Klinke nieder und tat ein paar Schritte. Erst jetzt bemerkte sie, daß sie im Wasser stand. Das Wasser umspülte ihre Knöchel, bis sie die Treppe erreicht hatte, die von oben her mit einer Petroleumlampe erleuchtet war. Am Treppende wartete eine hohe, schmale Gestalt in Schwarz. Sie sah fern und unbedeutend aus, wie sie so da stand, aber als Charlotte sie erreicht hatte, schaute sie in ein gläsernes Gesicht von außerordentlicher Schönheit.

„Nun haben Sie sicher nasse Füße bekommen“, wurde Charlotte angeredet, „das tut mir leid. Alles ist jetzt ganz primitiv bei uns. Die unteren Räume sind ebenfalls überflutet. Seit einer Woche hause ich hier oben!“ Sie machte eine einladende Bewegung, ins Zimmer zu kommen und Charlotte folgte.

Dieses Zimmer, das ebenfalls von einer Petroleumlampe erhellt wurde, machte einen so warmen und vornehmen Eindruck, daß es Charlotte unmöglich war, mit den von Nässe triefenden Schuhen diesen Boden zu verderben. Sie bückte sich rasch, löste die Spangen und betrat das Zimmer barfuß.

„Was tun Sie denn?“ erschrak die Dame in Schwarz. „Überhaupt werden Sie sich erkälten. Ich würde Ihnen gern frische Strümpfe anbieten — aber — —“ sie schaute verlegen auf Charlottes kräftigen Fuß und dann an ihrem zarten Gelenk herab. Charlotte lächelte.

„Das macht mir nichts, Frau Gereuter! Nicht wahr, ich habe doch Frau Gereuter vor mir? Ich bin das gewöhnt. Und noch viel mehr!“

Mythe Gereuter nickte zustimmend und sagte dann impulsiv:

„Genau, wie mein Mann — —“ und brach ab, während jähe Blässe ihr durchsichtiges Gesicht noch weißer gemacht. „Aber ich will Ihnen Gretes Hauspantoffeln holen.“ Und ohne Charlottes Protest abzuwarten, näherte sie sich einer Tür, die in ein anliegendes Zimmer führte, öffnete sie und rief mit leiser Stimme, Grete

möge einmal ihre Pantoffeln leihen. Grete kam und war jung und frisch und rotwangig, Stütze der Hausfrau ohne gegenseitige Vergütung. Sie redete dem Besuch auch frische Strümpfe auf. Die nassen könne man am Herd in der Küche trocknen, ebenso die Schuhe, und bis die Dame wieder ginge, wäre alles fein trocken. Dann ging sie und Charlotte verspürte wirklich in den Strümpfen und Schuhen der Stütze Grete eine aufkeimende Behaglichkeit. Sie hatte den Blick im Zimmer umhergehen lassen und dabei die stille Bewohnerin des Raumes fast vergessen; nun traf ihr wanderndes Auge auf dieses ernsthafte Gesicht, das aus dem Dämmer hinter der für diesen Raum längst nicht ausreichenden Lampe herauszuschweben schien.

„Sie fragen mich gar nicht, wer ich bin und was ich bei Ihnen will?“ begann sie klar und hielt Mythes Blick fest.

Mythe Gereuters Augen waren so still, wie Charlotte niemals Menschenaugen gesehen hatte. Unheimlich war diese Stille und Leere.

„Warum soll ich denn fragen? Daß Sie zu mir wollen, sehe ich doch deutlich. Und was Sie zu mir führt, werde ich auch noch erfahren. Ich kann warten — ich habe ja jetzt soviel Zeit — —“

„Sie fragen auch nicht, wer ich bin?“

„Nein! Aber vermutlich eine Verwandte von — Hellm, eine Kusine, irgendjemand, der ihm nahestand — —“

„Ich komme aus dem — Sauerland herüber — —“

Mythe Gereuters Augen wurden größer. Plötzlich kam Leben hinein, flackerndes, erschrockenes Leben.

„Aus — dem — Sauerland —? Ja, dann wären Sie ja — wären Sie —?“ „Charlotte Lyba! Ja!“

Das Flackern und Erschrockensein blieb in dem Blick, den Mythe jetzt an Charlotte hin- und herwickelte. Offenbar wußte sie nicht, was sie sagen, wie sie sich benehmen sollte. Sie war ganz aus der Fassung geworfen. Charlotte sah das und suchte herzlich, diese Verlegenheit zu überbrücken.

„Ich habe mir gedacht, Frau Mythe, es würde Ihnen wohl tun, einen Menschen zu sprechen, der — ihn auch geliebt hat!“

Nun verwandelte sich das Erschrecken in Unglauben, in Mißtrauen. Das gläserne Gesicht entspannte sich und war ganz plötzlich von Tränen überrollen. Mit einem Schritt war Charlotte Lyba neben ihr.

„Ich kenne Sie ja längst, Mythe. Durch Hellmuth, der immer in solch großer Sorge um sie war. Nun hat er Sie verlassen müssen und ich kann seine Not ermessen, die er gehabt hat, als er starb. Es muß jemand kommen, der Ihnen beisteht — —“

Mythe hatte jetzt ein zorniges, ganz ausgewühltes Gesicht.

„Er hat mich ja gar nicht geliebt; er hat seine Arbeit lieber gehabt. Er hat mich seiner Arbeit geopfert. Für seine Arbeit ist er gestorben!“

„Das dürfen Sie nicht sagen, Mythe! Würde er seine Arbeit nicht geliebt haben, so hätten Sie ihn nicht lieben dürfen, denn er hat doch auch gearbeitet für Sie! Um Ihnen ein behagliches, später vielleicht ein blendendes Leben ermöglichen zu können!“

Das Weinen hörte auf. Mythes Augen lächelten unter Tränen.

„Natürlich, das ist Charlotte! So und nicht anders hat Hellm Sie mir geschildert. Hellm hat viel von Ihnen gesprochen, Charlotte. Er hatte Sie sehr lieb; Sie sind so tüchtig und gehörten zu der Welt seines Berufes.“ Ein bitteres Lächeln. „Ich stand da ganz abseits, konnte nicht mitsprechen. In dieser Beziehung sind Sie ihm immer mehr geblieben als ich werden konnte. Ich konnte es anfangs unserer Ehe nicht begreifen, wie Sie sich verhielten. Ihre Auffassung war mir so fremd. Dann kam ich dahinter. Ich glaube, Sie sind mir gut, obwohl ich Ihnen damals, als ich Ihnen unbewußt den Verlobten nahm, sehr wehgetan habe.“

„Ja, ich bin Ihnen gut, Mythe! Weil Hellm Sie so lieb gehabt hat. . . . Hellm war nicht imstande, einen Menschen zu lieben, der seiner nicht wert gewesen wäre. Ich war sein Kamerad, sein Kollege, geachtet von ihm und auch geschätzt und geliebt in seiner Art, aber Sie waren sein großes Glück, seine Liebe, sein Lebensinhalt! Darum war ich Ihnen allezeit so gut!“

Mythe schüttelte doch noch einmal den Kopf mit einem Blick voll Unglauben. Charlotte war so einzigartig. Charlotte war eine Schwester, mehr noch, eine Helferin und Führerin. Man konnte sich an Charlotte lehnen, spürte eine Stütze im schwachen Rückgrat, Charlotte, o, Charlotte.

Und plötzlich lagen Mythes Arme um Charlottes Hals und Charlotte hatte das wunderliche Gefühl, daß da ein Kind Schutz suchte bei ihr, ein verirrtes Kind, das nicht mehr ein noch aus wußte. Sie streichelte die Wangen, die sich an die ihre preßte und fühlte, daß diese wiederum naß war.

„Nicht weinen, Armes“, sagte sie. „Denke doch daran, wie unglücklich Hellm wäre, wenn er dich so trostlos sähe. Du hast doch dein Kind noch — — —“

Sein Kind noch — — — Mythe ließ Charlotte los und rief laut nach Manfred.

Die Stütze der Hausfrau öffnete die Tür und ließ den Jungen herein, der ausah, als wäre er von ihr unter Aufbietung aller Kräfte zurückgehalten worden. Trotzig, mit zerwirrtem, blondem Schopf, stürmte er vor, blieb dann aber wieder stehen und betrachtete die Fremde.

„Manfred“, sagte Mythe mit ganz blasser Stimme, „willst du nicht näher kommen? Es ist eine liebe Tante zu Besuch gekommen; Papa hat sie auch sehr lieb gehabt.“

Manfred hatte das Haar seiner Mutter, aber Hellmuths große, sonnige und willensstarke Augen sahen sie an. Ihr Herz strömte über vor Liebe für dieses Kind.

„Manfred — — —“ sagte Charlotte. „Komm zu mir, ich hab' dich schon jetzt so lieb!“

„Du kennst mich doch garnicht“, bemerkte Manfred, der fünfjährige, jachlich. „Woher hast du mich denn lieb?“

„Dein Vater hat so viel von dir geschrieben“, lächelte Charlotte, „daher kenne ich dich ganz genau.“

„Übrigens hat Vati doch von der Tante Charly hin und wieder geredet.“

Es berührte Charlotte warm, daß Hellm zu seiner Familie den Namen genannt hatte, der fast in Vergessenheit geraten war; nur Markus brauchte ihn noch manchmal. Hellmuth hatte also von „Charly“ gesprochen! In ihren engverbundensten Stunden hatte er einmal den Namen erfunden.

Manfreds kluges Kindergesichtchen hellte sich freundlich auf.

„Wenn du die Tante Charly bist, die genau so tüchtig war wie Vati, weißt du, mit den Maschinen und Erfindungen und so, dann mag ich dich!“ Und er legte seine kleine Hand mit bemerkenswert festem Druck in Charlottes hingehaltene Rechte.

„Dann sind wir also von nun an gute Freunde?“ vergewisserte sich Charlotte ernsthaft und fühlte bei dem Ja des Knaben ein hochbeglücktes Herzklopfen.

Mythe hatte das Zwiegespräch ohne eine Bemerkung ihrerseits angehört. Manfreds rasche Zutraulichkeit gab ihr zu denken. Sie war sehr versonnen, als Charlotte sich zu ihr wandte und fragte:

„Er hat sehr viel Interesse für den Beruf seines Vaters, nicht wahr? Ein so kleiner Kerl — — —“

„Ja, mehr als ich — — —“ gestand Mythe fremd, „Manfred war auf dem besten Wege, Hellms kleiner Kamerad zu werden. Hellm nahm ihn manchmal sogar mit in die Versuchsräume, was ich allerdings nicht gern sah. Die Gefahr — — —“

„Hatte Hellm einen Versuchraum hier im Hause?“

„Ja, im Erdgeschoß. Hinter der Küche gleich — — —“

Charlotte erschraf: „Aber dann steht er ja unter Wasser?“

„Freilich steht er unter Wasser!“ erwiderte Mythe.

„Du hast doch die Gegenstände gerettet?“ Charlotte behielt das Du bei und beide Frauen bemerkten es nicht einmal.

„Gerettet? Ich habe den Raum nicht mehr betreten, seit — — —“

„Aber bedenke doch, Mythe, seine Arbeiten — — — seine Versuche — — —“

Mythe schaute störrisch zu Boden.

„Ich hasse sie — — —“

Charlotte sah in das Gesicht des Knaben, der mit großen, fremdlichen Augen dabei stand und seine Mutter offenbar nicht verstand.

„Mutter ist sehr verwirrt durch den Tod des lieben, lieben Vatis“, sagte Charlotte herzlich. „In Wirklichkeit hat Mutti die Arbeit genau so lieb wie du, weil sie doch Vaters Arbeit war — — —“

Mythe hob eigensinnig den Kopf. Ihr blaßes Gesicht konnte einen erschüttern. Aber Charlotte drängte die heftige Antwort der anderen mit einem flehenden Blick zurück. Das verstand Mythe. Sie hatte es bisher nie für nötig gehalten, sich wenigstens vor dem Kinde zusammenzunehmen. Wie feinsühnend war doch Charlotte — — —

Mit einem einzigen Blick erkannte sie, was in dem Kinde vorging, bei den Worten der Mutter.

„Würdest du mir gestatten, dort unten einmal nachzusehen?“ fuhr Charlotte fort. „Vielleicht kann ich noch manches Wertvolle retten.“

Mythe hatte nichts dagegen einzuwenden, als daß Charlottes Füße wieder naß werden würden. Charlotte tat das mit einem Achselzucken ab, das besagte, daß sich ein Ingenieur aus ein wenig nassen Füßen nichts zu machen habe.

„Grete kann mitgehen“, sagte Mythe, „ich selbst — — — und wieder der gequälte Blick und wieder das Bläßwerden des Gesichtes. Charlotte dachte, daß Mythe so aussehe, als würde sie jedesmal noch blässer als sie vorher gewesen. Aber das war denn doch nicht möglich, denn wäre es so, hätte Mythe schließlich überhaupt kein Aussehen mehr gehabt.“

„Manfred bleibt bei dir“, tröstete Charlotte sehr stark, um den Eindruck der Gedanken in Mythe zu verwischen.

Grete wurde gerufen und war sofort einverstanden. Sie besaß ein paar Regentiefel, Überschuhe, die man „Rusentiefel“ nannte. Vielleicht bekam sie in denen keine nassen Füße, wenn es schon dem Fräulein Ingenieur nichts auszumachen schien. (Fortsetzung folgt.)

Dom.

Das Wipfeldach rauscht auf mit Orgelton,
In dem die Stämme leuchten wie Borphyr;
Schwarz-grüne Tiefe öffnet sich: Die Tür
Des Laubgewinds zu goldnem Sonnentron.

Und Lieder klingen wie von Urbeginn
Fruchtbaren Werdens traumhaft dir vertraut;
Du greiffst die Blumen; weißgeschmückte Braut
Scheinen die Blüten: zärtlicher Gewinn.

Dein Herz erglüht wie stilles Opferlicht,
Du hörst im Winde dunkle Gloden geh'n:
Zu einem zauberhaften Auserketh'n
Verwandelt sich dir göttliches Gesicht.

Alfred Hof.

Frühlingssonne und Dreißig-jähriger Krieg.

Eine Jugenderinnerung von Max Jungnickel.

Es ist wie ein Märchen, wenn die Frühlingssonne ans Schulkubensfenster tritt und groß und strahlend ihre Blide über Lintebänke gleiten läßt. Wie eine goldene Atempause im grauen Zahlen- und Buchstabenbetrieb wirkt das. Und auf einmal sagt der Lehrer: „Wenn ihr gut lernt, dann gehen wir in acht Tagen in den Wald.“ — Ja, das ist ein Wort, das die Kinderherzen vor Jubel aufreißt. Aber in diesen Tagen herrscht der Dreißigjährige Krieg. Ein schwerer und langer Krieg. Gewiß, es ist viel Verwegenes, viel Abenteuerliches, Bunt und Strauchgritthaftes darin. Wallenstein und Tilly und Gustav Adolf, das sind Kerle, die man liebt und haßt, für die man fladert und glüht. Aber diese Helden wurden geboren und schlugen Schlachten und sind gefallen. Und das muß man wissen, das muß man genau mit Daten und Jahreszahlen belegen. O, das gibt eine ganze Armee Geschichtszahlen! Und die muß man vorwärts und rückwärts und aus der Reihe kennen. Das ist eine Arbeit! Im Gehirn steht eine Mühle, und die muß sich drehen, immer hübsch im Kreis herum, und dann wieder zurück, und dann muß die Mühle, auf einen Lehrerzorn, mit einem Ruck anhalten können. Und der Ruck muß ganz genau bezeichnet werden: Datum und Jahr? — Ja, das ist bestimmt nicht einfach, zumal man ein ganz schlechtes Zahlengedächtnis hat. Man wird so langsam mit Haß vollgeladen auf einen Mann wie Wallenstein, der aus den Schlachten und Siegen und Unterhandlungen gar nicht mehr herauskam. Man hätte lieber gesehen, er wäre schon in der Schlacht bei Lützen von einer Kugel getroffen worden, damit man nicht mehr nötig gehabt hätte, die ganze eiserne Kette seiner Taten herunterzuschmirren.

Ich setzte mich also wahrhaft auf die Hosen, machte mir lange Zettel mit den Jahreszahlen und lernte und lernte. Meine Mutter hörte mir die Zahlen ab. Ja, vorwärts ging's halbwegs, rückwärts und außer der Reihe haute ich immer daneben. Meine Mutter hatte offenbar Mitleid mit mir und fragte mich oftmals, zwischen vielen Nieten, nach der Schlacht bei Breitenfeld und nach der Zerstörung Magdeburgs. Und wenn dann, zwischen Fehlschüssen, immer diese richtigen Treffer kamen, dann erfreute mich meine Mutter immer wieder: „Na, siehst du, es geht ja!“ Aber leider war mein Lehrer gar nicht auf Ermunterungen eingerichtet. Er fragte mich nie nach den Zahlen und Daten, die ich wußte. Immer griff er daneben, oder ich griff daneben. Und nach jedem Fehlgang kam's wie ein Blitschlag: „Mit unserm Waldspaziergang wird nichts. Ihr könnt euch bei dem bedanken!“ Und seine Augen loderten mich an. Und meine Mitschüler hatten so etwas wie Haß und Verachtung im Blick. Und immer eifriger sah ich daheim und öfnete die Zahlen des Dreißigjährigen Krieges. Ich gab mir Mühe, ich gab mir schmerzliche Mühe. Aber ich habe nun mal kein Zahlengedächtnis mit auf die Welt gebracht. Und dann sah ein Vogel am Fenster und nahm mich mit in seinem Lied.

In der Schule wurde ich gehänselt, beschimpft, weil ich der Grund war, der den Waldspaziergang zur Luft werden ließ. Eine Verstocktheit fraß sich in mein Herz. Um diesen Preis einen Waldspaziergang! Um den Preis, daß ich mir den Kopf zerrieb, daß ich Höllenqualen ausstand, wenn ich nach dem Todesjahr Pappenheims gefragt wurde, deshalb einen Waldspaziergang? Ich fing an, den Lehrer zu verachten. Die Geschichtsstunden wurden mir zum Gefegfeuer. Und den Ausflug, den ich so freudig ersehnt hatte, verabscheute ich bis in die tiefste Seele.

Meine Mutter wußte um mich Bescheid. Sie erklärte mir, als ich sie wieder bat, mir die Zahlen abzufragen: „Ach, laß die dummen Dinger!“ Es kam so etwas wie eine Erleichterung über mich. Dann schrieb sie einen Zettel und bescheinigte darauf, daß ich krank sei. Diesen Zettel bekam der Lehrer.

Ich blieb daheim. In den Nachmittagsstunden zog die Schulkasse singend an unserm Fenster vorüber. Sie machten alle einen Waldspaziergang. Ich stand hinter der Gardine. Und als ich sie alle dahinflaufen sah, den Lehrer voran, da fiel's wie ein Stein von meinem Herzen: „Dem Himmel sei Dank, nun bin ich wieder frei. Nun ist die bange Zeit endlich vorüber mit dem Dreißigjährigen Krieg!“ Es war, als ob ein neues Leben für mich anfing. Jetzt ist nun Schluss mit dem ewigen Abhören und den Demütigungen. Gut, daß sie nun endlich den gemeinen, den ganz gemeinen Waldspaziergang machen. — Und am Sonntag ging ich mit meiner Mutter in den Wald. Wie ein Märchen war das, wie ein vernünftiges Märchen.

Die neueste Zeitung.

Ein wahres Geschichtchen von E. Droste-Hülshoff.

Es war am frühen Morgen nach einer der letzten Wahlen. Frau Rosalie Petermann, die Gattin des ehrharmen Aktuars Valduin Petermann, hatte, von dem wahlleitigen Ehemanne fürsorglich mit einem Stimmschein ausgerüstet, einen mehrtägigen Ausflug zu einer auf dem Lande lebenden Base unternommen, und Herr Petermann weilte infolgedessen einsam in seiner Wohnung. Durchaus nicht unzufrieden mit seinem Strohvitwertum, stand er im Adamskostüm in seinem Badezimmer und war soeben im Begriffe, das warme Badewasser in die Wanne strömen zu lassen, als von der Flurtüre her das zweimalige Klingelzeichen ertönte, mit dem die Zeitungsträgerin täglich das Einwerfen des Morgenblattes in den Briefkasten anzumelden pflegte. Es war, wie gesagt, am Morgen nach einer aufregenden Wahlschlacht, und Herr Petermann ließ deshalb in begreiflicher Spannung Wanne und Wasser im Stich und eilte an die Pforte, um die Zeitung mit den neuesten Nachrichten über die Ergebnisse des Wahlkampfes hereinzuholen. Aber die Zeitungsfrau hatte das noch druckfrische Blatt nur leicht und nachlässig in den Briefkastenspalz geschoben. Als Petermann die Klappe öffnete, bekam die Zeitung durch die kleine Erschütterung das Übergewicht und fiel, ehe Valduin sie erfassen konnte, jenseits der Flurtür zu Boden. Wüthend lugte er durch das Guckloch: Da lag das Blatt mit den fettgedruckten, versetzungsreichen Schlagzeilen drei Schritte vor der Schwelle auf dem Treppenabfah. Petermann nahm sich nicht die Zeit, in sein Schlafzimmer zurückzugehen und sich dort anzuleiden. Als er sah, daß niemand im Treppenhause war, huschte er blitschnell hinaus und stürzte sich auf das heißersehnte Blatt. Doch mit des Geschickes Mächten ... Irgendwo entstand Zugluft — und in dem Augenblick, da Valduin sich nach der Zeitung bückte, schlug hinter ihm die nur angelehnte Tür tragend ins Schloß.

Da stand jetzt der ehrharme Herr Aktuar Petermann mit einer Zeitung in der Hand und sonst nichts am Leibe und rüttelte verzweifelt an der Klinke. Vergebens! Das Schloß war eingeklappt und nur mehr mit einem Schlüssel zu öffnen, mit dem Schlüssel, der drinnen in der Wohnung in Petermanns Rodtasche steckte. Und zu allem Unglück erklangen nun auch noch Schritte. Und während Petermann entsetzt nach irgendeinem Winkel, in dem er sich bergen könnte, Umschau hielt, lag bereits die hagere Gestalt des ältlichen Fräuleins Klothilde aus dem dritten Stockwerk die Treppe empor. Die höchst unerwartete Erscheinung vor der Wohnungstür sehen, das Einlaufsnetz fallen lassen und mit einem schrillen Aufschrei die Stufen wieder hinunterstufen, war für Fräulein Klothilde das Werk einer Sekunde. Dieser Lärm lockte noch zwei andere Mitbewohnerinnen aus ihren Behausungen: die Frau Kassentendant Müller vom zweiten Stock und ihre Freundin, die verwitwete Frau Sekretär Schievelbein. Beide beugten sich neugierig über das Treppengeländer, eräugten Petermann in seinem mangelhaft bescheidenen Zustande und rannten mit dem Schreien: „Um des Himmels willen, der Herr Aktuar ist plötzlich irrsinnig geworden!“ in ihre Wohnung zurück. Dort veranordneten sie die Türen, hängten zu allem Überflusse noch die Sicherheitsketten vor und stürzten ans Telephon, wo sie das Überfallkommando und die Sanitätskolonne alarmierten. Fräulein Klothilde aber lief in ihrer kopflosen Aufregung über die Straße und jagte geradeswegs in die Arme eines Schuhmannes. Diesem erzählte sie allerlei Verwirrenes von einer Gestalt im Treppenhause, die sich in einer Verfassung befinde, die sie als tugendhaftes Fräulein unmöglich näher beschreiben könne. Der Schuhmann begriff von ihrem atemlosen Gekrammel nur so viel, daß seine Anwesenheit zur Wahrung von Ordnung und Sittlichkeit dringend erforderlich sei, und eilte mit langen Schritten nach dem ihm von Fräulein Klothilde bezeichneten Hause. Gerade als er im Flur verschwand, kaufte von der einen Seite das Auto des Überfallkommandos, von der anderen das der Rettungsgesellschaft herbei.

Herr Petermann hatte inzwischen seine Geisteskräfte soweit gesammelt, um auf den Gedanken zu kommen, die Zeitungsblätter auseinanderzufalten und sich notdürftig damit zu umhüllen. So bot er einen weniger unangenehmen Anblick als kurz zuvor dem Fräulein Klothilde. In dem Augenblick aber, da Petermann dem Schuhmann den sonderbaren Auftritt zu erklären versuchte, polterte es unten im Flur, und die Beamten des Überfallkommandos erkümmerten lachend die Stiege. Gleich darauf rüdten auch die Sanitäter mit Tragbahre und Zwangsjacke an. Alle umringten Petermanns kälteplotternde Gestalt und heischten energisch Aufklärung. Welche ihnen der völlig gelindete Herr Aktuar denn auch nicht schuldig blieb.

Doch schon nahte neues Unheil: Unter der Türschwelle von Petermanns Wohnung kam ein Wächlein hervor und rann leise plätschernd über die Stufen: Es kam aus der unbeaufsichtigt gebliebenen Badewanne. „Nun schwimmt auch noch die ganze Wohnung! Heiliger Himmel, wenn das meine Rosalie erfährt“, stöhnte der unglückliche Petermann. Die anderen aber leiteten schleunigst die Hülsaktion ein. Einer der Sanitäter widelte — ein moderner St. Martinus — den blaugefrorenen Petermann

in seinen eigenen Mantel, ein anderer brachte in kürzester Zeit einen Schloffer zum Aufsperrn des Türschlosses herbei, ein paar machten sich eifrig an die Tilgung der Überschwemmung, der Schuttmann zerstreute die neugierige Menschenmenge, die sich mittlerweile vor dem Hause angesammelt hatte, und das Allerschallkommando zog wieder ab.

Eine gute halbe Stunde später lag Balduin Petermann zähneklappernd im Bett und trank heißen Tee, und somit war so ziemlich alles wieder in schönster Ordnung. Nur wenn jemand in seiner Nähe das Wort „Wahlnachrichten“ erwähnte, bekam er einen feuerroten Kopf.

Michael ehrt den Pfennig.

Von Gottfried Kölbel.

Michael Zeitler war lange Jahre Geselle bei einem Goldschmied gewesen und niemand hatte es mehr bedauert als sein Meister selbst, als er ihn eines Tages wegen schlechten Geschäftsganges entlassen mußte.

Vielleicht gibt es doch irgendeinen Platz für mich, dachte er. Es muß ja gerade keine Goldschmiedewerkstätte sein, ich greife überall zu, wo es Arbeit gibt.

Dann und wann gelang es ihm auch, bei einem Bauern unterzukommen. Aber das Umsichgreifen eines nassen Heuhaufens, das Holzmachen und dergleichen dauerte nie sehr lang, und so mußte Michael Zeitler immer wieder weiterziehen.

Hierbei kam er eines Tages nach Spiegelberg, einer kleinen Stadt, und kloppte an vielen Türen um Arbeit an.

Doch statt eines Auftrages kam ihm überall nur ein kleines, braunes Gesicht entgegen.

Es war der kupferne Pfennig.

Michael hielt die runde Münze lange in der Hand und betrachtete sie. Dabei schien ihm der Finger auf der Vorderseite immer größer und bedeutamer zu werden.

„Ich bin zwar nur ein schäbiger Pfennig“, schien er sagen zu wollen. „Aber sieh mich richtig an: Wie lezengerade! Wie aufrecht! Wenn du solange aushälst wie ich —“

Michael Zeitler lehnte mit klammernden Augen die Münze um. Und siehe! Da kam ihm auf der Rückseite der Adler entgegen und schien die Rede des Pfennigs weiterführen zu wollen:

„Dann bekommst du schließlich noch Flügel wie ich. Zwar bin ich jetzt an diesen kupfernen Pfennig gekettet, aber du weißt: Ich bin der König der Vögel. Solange ich Flügel habe, habe ich auch die Hoffnung nach oben. Einmal werde ich wieder der Sonne zuschlagen, einmal werde ich meine Schwingen wieder ausbreiten über dem leuchtenden Land...“

So verzweifelte Michael nicht.

Ein Pfennig ist ein Pfennig, dachte er. Wenn ich soviel habe wie Finger an der Hand, kann diese im Bäderladen nach zwei gelben Semmeln greifen!

Unter solchen Gedanken kam Michael an ein kleines, unscheinbares Haus. Der Giebel war schon lange nicht mehr geputzt worden, die Farbe der Fensterstöcke verwittert und abgebröckelt; auch die Tür war abgebraucht, die Klinke etwas verbogen, die Schwelle ganz und gar ausgetreten.

Aber ein gleichfalls altes, zersprungenes, aber auffallend sauber gepulvtes Pflaster kam Michael an die Stubentür.

Er wollte schon den Zeigefinger krümmen, um anzuklopfen, aber da ging die Tür bereits auf und an der Schwelle erschien eine alte Frau.

Es war eine fast achtzigjährige Witwe, die von einer geringen Pension lebte.

Sehr gebückt blieb sie vor Michael Zeitler stehen und ihre Stimme schien sehr heiser zu sein, als sie dem Fremden eine Münze in die Hand drückte und sprach:

„Seid zufrieden damit, Mann! Ich habe leider nicht mehr, und ihr wißt ja, daß ihr nicht der einzige seid, der an meine Tür klopft.“

Michael war sehr verwundert über diese förmliche Entschuldigung der Alten, weil sie, wie er glaubte, eben nicht mehr als einen Pfennig geben konnte.

Er wollte schon antworten: „Es ist ja genug, Frau. Ich bin ja zufrieden.“

Doch ehe ihm das Wort über die Lippen kam, öffnete er die Hand, in die ihm die Alte das Geschenk hineingebracht hatte.

Da machte Michael mit einemmal recht erstaunte Augen. Unverwandt sah er auf die Münze, um dann ebenso unverwandt auf die Alte zu blicken.

„Das ist ja ein Fünfpfennigstück“, sagte er.

„Ja, ja“, nickte die Alte. „Bloß ein Fünfer! Aber woanders werdet ihr schon auch etwas bekommen. Es ist halt eine schlechte Zeit jetzt.“

„Da habt ihr recht“, bestätigte Michael, „Eine schlechte Zeit haben wir heute.“

Plötzlich setzte er hinzu:

„Euer Kleid ist zwar noch schön schwarz. Aber ihr habt es sicher auch nicht erst heuer von der Näherin machen lassen.“

„Jetzt taugt alles“, erwiderte die Alte. „Es ist noch ein Gewand aus meiner Brautzeit.“

„Und euer Schuh“, fuhr Michael weiter, „haben auch schon lange keinen Schuster mehr gesehen.“

„Es sind alte“, erwiderte die Frau, „man muß eben sparen.“

„Sparen!“, dachte Michael. Und mir — mir gibt sie — ein Fünfpfennigstück!

„Ihr scheint ein gutes Herz zu haben“, sprach er. „Man trifft das nicht alle Tage.“

Bei diesen Worten griff er, während er das Fünfpfennigstück der Alten noch immer in der Hand hielt, mit der andern Hand in seine Hosentasche, wo die gesammelten Pfennige lagen.

„Haltet einmal eure Hand auf!“ begann er plötzlich.

Da die Alte aber nicht verstand, was er denn eigentlich wollte, zog er ihr die Hand selbst auf und fing an laut zu zählen:

„Eins — zwei — drei — vier!“

Und siehe, da lagen vier kupferne Pfennige in ihrer hohlen, verfälschten Hand.

Jetzt blickte die Alte den Fremdling noch erstaunter an und begriff erst alles, als er noch hinzufügte:

„Das geb ich euch heraus auf euer Geschenk. Ein Pfennig ist auch was wert und ihr habt mir genug damit geschenkt.“

So etwas war ihr doch auch noch nicht vorgekommen! Die alte Frau wurde ganz stumm. Sie schüttelte nur den Kopf.

Wie oft hatten ihr manche Bettler schon Grobheiten gemacht, wenn sie ihnen nicht wenigstens ein Fünfpfennigstück geschenkt hatte...

Sehr verworren, als könnte sie dieses Ereignis noch immer nicht begreifen, blickte sie lange dem seltsamen Bettler nach.

Michael Zeitler aber ging weiter, mit einem Pfennig mehr in der Tasche, ein Sinnbild der Genügsamkeit!

Er dachte an den geraden, aufrechten Finger ebenso wie an den Adler, der mit gehobenen Flügeln nur darauf wartet, sich endlich in das Licht aufschwingen zu können.

Der Erzdummkopf.

Anekdote von Julius Verfil.

Man hat Emmerich Joseph, Kurfürsten von Mainz, heute vergessen. Und doch war er ein Mensch, klug und gütig, bieder und gerecht. Als er im Jahre 1774 das Zeitliche segnete, trauerten die Mainzer um ihn wie um einen Vater.

Aber die Gutmütigkeit Emmerich Josephs wußte manches seiner Landeskinder über Gebühr auszunützen.

Bei eines Tages der Geheime Rat Beek in Privataudienz für seinen Sohn um einen freigewordenen Posten. Der Kurfürst, mit lächelnden Augen und nickendem Kinn, konnte nicht „Nein“ sagen. Also zog sich der beglückte Vater unter tausend Reverenzen und Krähfüßen zur Tür des kurfürstlichen Gemaches zurück. Als er aber die Hand schon auf die Klinke gelegt hatte, um dem Sohn, der draußen wartete, frohe Botschaft zu überbringen, hielt ihn der Ruf des Landesvaters zu seinem grenzenlosen Erstaunen auf. Der Kurfürst, hinterm bronzefarbene Schreibisch sitzend, hatte die Stirn mit eins in Sorgenfalten gelegt und blickte den Petenten aus wehmütig lächelnden Augen verlegen an.

„Es wird doch nicht gehen, mein lieber Geheimer Rat Beek!“ stöhnt Emmerich Joseph, und seine Blide gleiten hilflos durch den Raum, klammern sich an der Ordenskette auf der Brust des besorgten Vaters fest und — blinzeln plötzlich schalkhaft-schlau. „Man hört soviel von einem gewissen Beek, der ein Erzdummkopf sein soll. Ist Er das, lieber Geheimer Rat, oder Sein filius?“

Dem Petenten dreht sich der Raum vor den Blicken. Er dienert und lachbuckelt, wiegt sich her, wiegt sich hin und gerät zwischen die Mühlsteine „Vaterstolz“ und „Eigenliebe“. Aber wie das bei schwerwiegenden Gewissenskonflikten mitunter ist: die Eigenliebe duckt sich zerknirscht, und der Vaterstolz steckt die größte Demütigung ein, ohne mit der Wimper zu zucken.

Also erwiderte der Geheime Rat Beek, in Reverenz verharrend: „Wollen Ew. Kurfürstliche Gnaden erlauben — der Erzdummkopf bin ich!“

Da lachte Emmerich Joseph breit und bewegt.

„Der Bursche soll den Posten haben!“ rief er und winkte dem beglückten, beschämten Vater fröhlich zu.